

Frauen, Männer, Gender Trouble

Systemtheoretische Essays
Herausgegeben von Ursula Pasero
und Christine Weinbach
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1637

Systemtheorie und *Gender Studies* sind sich bislang eher aus dem Weg gegangen: Während der systemtheoretische Ansatz normativ aufgeladene Theorien vermeidet, ist für den *mainstream* der Geschlechterforschung das Gegenteil der Fall. Konsequenz war, daß zwei der zentralen Theoriebereiche der Gegenwart wechselseitig Unvereinbarkeitsformeln ausgetauscht und eine Diskussion erschwert haben. Inzwischen hat sich diese Situation gewandelt: Systemtheoretisch inspirierte Beobachtungen der Geschlechterfrage setzen neue, überraschende Akzente in dieser Debatte. Dieser Band nimmt den Faden mit dem polemischen Beitrag Luhmanns *Frauen, Männer und George Spencer Brown* von 1988 und pointierten aktuellen Beiträgen wieder auf.

Frauen, Männer, Gender Trouble

Systemtheoretische Essays

Herausgegeben von Ursula Pasero
und Christine Weinbach

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2003

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1637

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: jürgen ullrich typesatz, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29237-2

Inhalt

<i>Ursula Pasero und Christine Weinbach</i>	
Vorwort	7
<i>Niklas Luhmann</i>	
Frauen, Männer und George Spencer Brown	15
<i>Elena Esposito</i>	
Frauen, Männer und das ausgeschlossene Dritte	63
<i>Armin Nassehi</i>	
Geschlecht im System. Die Ontologisierung des Körpers und die Asymmetrie der Geschlechter	80
<i>Ursula Pasero</i>	
Gender, Individualität, Diversity	105
<i>Dirk Baecker</i>	
Männer und Frauen im Netzwerk der Hierarchie	125
<i>Christine Weinbach</i>	
Die systemtheoretische Alternative zum Sex-und- Gender-Konzept: Gender als geschlechtsstereotypisierte Form »Person«	144
<i>Lutz Ohlendieck</i>	
Gender Trouble in Organisationen und Netzwerken	171
<i>Urs Stäheli</i>	
»134 – Who is at the Key?« – Zur Utopie der Gender-Indifferenz	186
<i>Andrea Leupold</i>	
Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen	217

Ursula Pasero und Christine Weinbach

Vorwort*

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat bislang eine Fülle von empirischen Befunden erbracht. Mit der Umstellung von einer »reinen« Frauenforschung auf Geschlechterforschung wurde mit der Reichweite von Theorien experimentiert, die im System der Wissenschaft längst bereitstanden. Ein Effekt des Perspektivenwechsels war, daß die alte Grenzziehung zwischen feministischer gegenüber »männlicher Wissenschaft« aufgegeben wurde. Schon die Frauenforscherinnen hatten sich nicht immer daran gehalten. Das Unbehagen an der empirischen Wirklichkeit der Geschlechterdifferenz ist mit der Breite der Gender-Forschung keineswegs kleiner geworden. Vielmehr ist der Erklärungsbedarf mit wachsenden Egalitätserwartungen eher noch angestiegen. Judith Butler (1991) hatte diesen Befund prominent mit »gender trouble« auf den Begriff gebracht. Alle Beiträge dieses Bandes kommen darauf zurück.

Inzwischen nutzt die Gender-Forschung zunehmend konstruktivistische Theorieansätze. Damit werden gesellschaftliche Ordnungszustände als Resultate sozialer Konstruktionsprozesse und als *kontingente* Ereignisse im Gegensatz zu notwendigen oder zufälligen beobachtet. Im Rahmen konstruktivistischer Erklärungsmodelle sind sowohl der interaktionistisch-ethnomethodologische Ansatz mit dem Konzept des »doing gender« (West/Zimmerman 1987) prominent geworden als auch die Diskurstheorie, wie sie vor allem von Judith Butler (1991) ausgearbeitet worden ist. Beide Ansätze unterscheiden sich durch ihre Ausgangsperspektive: Betont das Konzept des doing gender die Konstruktionsleistung der Individuen in der Interaktion, so sieht Butler nicht nur die soziale Ordnung, sondern sogar die Individuen selbst als Produkte des Diskurses an. Die gender-theoretische Diskussion der 90er Jahre kreist genau um diesen Zusammenhang herum. Die Systemtheorie Niklas Luhmanns fand dabei keinen Eingang in den »mainstream« der Gender-Forschung, obwohl erste Angebote vorlagen (Leupold 1983, Tyrell 1986,

* Wir danken Anja Gottburgsen und Susanne Oelkers von der Gender Research Group der Universität Kiel für die redaktionelle Bearbeitung der Texte.

Pasero 1994). Die Gründe liegen in der Architektur der Systemtheorie: Die Leitunterscheidung »System/Umwelt« bricht mit der subjektzentrierten Perspektive und ersetzt sie durch die Unterscheidung der beiden Systemtypen Bewußtsein und Kommunikation. Bewußtseinssysteme gehören zur kommunikativen Umwelt und tauchen in der Kommunikation »lediglich« als deren Konstruktion auf, wie sie im systemtheoretischen Konzept der Form »Person« zum Ausdruck kommt. Daß nach Luhmann Gesellschaft funktional differenziert ist, bedeutet zum einen, daß die Individuen als solche nicht mehr Gesellschaft konstituieren, sondern entlang limitierter Erwartungen in die verschiedenen Funktionsbereiche der Gesellschaft inkludiert sind. Zum anderen macht diese Luhmannsche Diagnose auch auf die Differenzierung der Gesellschaft in Interaktion, Organisation und Funktionssysteme aufmerksam und daß die Relevanz von Personenmerkmalen je nach Kommunikationssystemtyp variiert. Hinzu kommt, daß die Theorie – wie die meisten konstruktivistisch ausgerichteten Ansätze – in besonderer Weise die Standortabhängigkeit allen Wissens betont: Sie liefert keinen Maßstab zur Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse. Argumentiert wird also vom Ort der Beobachtung aus und nicht vom Ort der Kritik. Die Befunde sind deshalb nicht weniger radikal, was nur bemerkt werden kann, wenn sich auf Systemtheorie eingelassen wird. Auf diesem Hintergrund lassen sich die Vorteile der Systemtheorie auf folgende Formel bringen: Sie ist nicht nur elaborierte konstruktivistische Epistemologie; sie ist zugleich elaborierte Gesellschaftstheorie mit Wirkung auf andere Disziplinen wie Rechts-, Wirtschafts- und Politikwissenschaft. Während der interaktionistisch-methodologische Ansatz Gesellschaftstheorie weitgehend auf Interaktionstheorie reduziert, bemüht sich die epistemologisch anspruchsvoller argumentierende Diskurstheorie zwar um einen Gesellschaftsbegriff, vernachlässigt es jedoch, eine Gesellschaftsbeschreibung zu liefern.

Die vorliegenden Beiträge sind als Annäherung an das bisher weitgehend unbearbeitete Forschungsfeld »gender und Systemtheorie« zu verstehen. Damit sind sie Baustelle für weitere Anschlüsse. Sie führen nicht in die Systemtheorie ein, sondern sie gehen in »medias res«. Sie teilen mit der Gender-Forschung die ungelöste Frage um gender trouble, um das Paradox von Gleichheit und Diskriminierung.

Der zentrale Text, den Niklas Luhmann selbst zur Geschlechter-

differenz verfaßt hat, findet sich am Beginn dieses Bandes. Er erschien 1988 und stand wegen seiner scharfen Polemik und seiner deutlichen Ironie auf dem Index von Feminismus und Frauenforschung. Deshalb wurden Luhmanns Ausführungen zu den Aporien von Differenz und Gleichheit, Asymmetrie und Hierarchie gar nicht erst rezipiert. Die Luhmannsche Einführung in die Logik George Spencer Browns, auf der die Systemtheorie aufbaut (vgl. Luhmann 1984: 100 ff.), erschien als so abenteuerlich, daß es gelegentlich sogar Zweifel an der Existenz dieser Texte gab. Im Kern war der Verweis auf die Logik von Spencer Brown nicht nur an die Frauenforschung adressiert, sondern an die gesamte Soziologie. Luhmann stellte die Hausaufgabe, die logisch operativen Konsequenzen zu registrieren, die bei der Beobachtung von Unterscheidungen entstehen: Unterscheidungen im differenzlogischen Sinne werden als Operationen verstanden, die eine Ordnung generieren, die ihre eigene empirische Basis hat. Mit diesem Programm wurde die Frauenforschung 1988 überrascht. Sie hat diesen Vorschlag weitgehend ignoriert und im Fortgang ihres Wandels zur Gender-Forschung die eine oder andere Hausaufgabe für sich selber entdeckt.

Niklas Luhmann hatte damit den logisch operativen Ausgangspunkt seiner eigenen Theorie, die Spencer Brownschen »Laws of Form«, den Frauenforscherinnen und Feministinnen anempfohlen – umgangssprachlich: um die Ohren gehauen –, um dann den Anwendungsfall Geschlechterdifferenz gleich selber durchzudeklinieren und die damit einhergehenden Aporien aufzufalten: Können Unterscheidungen überhaupt asymmetriefrei gebaut sein? Sind asymmetriefreie Unterscheidungen schlüssig? Welche Folgeprobleme werden damit eingehandelt? Luhmann streift seinen Zettelkasten durch, prüft das Verhältnis von asymmetrischer Unterscheidung zur Hierarchie, die Hierarchiesemantik und das Problem der Repräsentation, um dann für die funktional differenzierte Gesellschaft eine konkurrenzfreie Position für Repräsentation auszuschließen. »So nimmt es nicht Wunder, daß Repräsentation durch den Mann schließlich nur noch als Selbstrepräsentation des Mannes wahrgenommen werden kann, also als pure Anmaßung« (Luhmann in diesem Band: 28). Für moderne Partnerschaften (siehe Leupold in diesem Band) zeichnet sich am Horizont der Unterscheidung der Geschlechter bereits die Praxis der Nichtunterscheidung ab: Zum »Mann ohne Eigenschaften« gesellt sich die »Frau ohne Eigenschaften« – »eine Position, die

einnehmen kann, wer oder was immer sich der Vorherrschaft einer Unterscheidung entzieht« (Luhmann 2003: 58). Die Doppeldeutigkeit der Ironie – die Frau erhält den Status des modernen Individuums, indem sie ihre Eigenschaften verliert – erschließt allerdings nur, wer die Disparatheit individueller Lebensverläufe in den Blick nimmt, in denen »Eigenschaften« auch zum Hindernis werden können. »Ironikerin« hatte Richard Rorty (1991: 14) die Person genannt, die der Tatsache ins Gesicht sieht, daß ihre zentralen Überzeugungen und Bedürfnisse *kontingent* sind, daß der eigene Lebensentwurf den stets veränderten Verhältnissen immer neu angepaßt werden muß. Die beiden auf den Text von Luhmann folgenden Beiträge nehmen die Spur von 1988 direkt wieder auf, um sie in zwei ganz unterschiedliche Richtungen zu entwickeln:

Der Beitrag von Elena Esposito »Frauen, Männer und das ausgeschlossene Dritte« verstärkt die Position Luhmanns, ohne seine Polemik zu teilen. Esposito favorisiert den distanzierten Blick auf die Geschlechter-Aporien. Der distanzierte Blick zeigt, welche Inkompatibilitäten daraus folgen. Der Mangel an selbstreferentiell angelegter Reflexion in der frühen Frauenforschung ist für Esposito ein wesentlicher Grund für den »Leerlauf« ihrer theoretischen Ansätze. Aber Selbstreferenz ist eine zweischneidige Waffe, weil paradoxe Perspektiven entstehen: Wie kann das nachrangige »zweite Geschlecht« (Simone de Beauvoir) sich selbst als das »andere« reflektieren und eine nicht untergeordnete Identität gewinnen? Wird die damit einhergehende Zirkularität erkannt, wird es schwierig, sie zum Ausgangspunkt zu wählen und zugleich operativ zu sein. Esposito schlägt vor, die von Luhmann verwendete Unterscheidungs- und Beobachtungstheorie aufzugreifen, damit der Rekurs auf Selbstreferenz aufhört, ein Problem zu sein.

Der Beitrag von Armin Nassehi »Geschlecht im System. Die Ontologisierung des Körpers und die Asymmetrie der Geschlechter« nimmt den roten Faden Luhmanns von 1988 wieder auf. Nassehi reformuliert die unterscheidungstheoretischen Argumente und stellt die Kernfrage, wie sich die strukturbildende Asymmetrie der Unterscheidung zwischen Frauen und Männern auch in der funktional differenzierten Gesellschaft halten kann. Für Nassehi ist dies eine Unterscheidung, die wie ein Parasit im Serresschen Sinne (Serres 1981) in der Lage ist, sich an einen beliebigen anderen Unterscheidungsgebrauch anzupassen: Die Unterscheidung bleibt sichtbar, auch wenn

sie nicht zur Debatte steht. Die Sichtbarkeit ist der Kern. Wo Personen sichtbar werden, treten sie als Frauen und Männer auf. Dieser Zirkel der Sichtbarkeit zielt auf den Körper, dem keine Chance gelassen wird, selbst *kontingent* zu wirken, sondern dem geschlechtstypische, ethnische oder alterstypische Bedeutung anhaftet, die kaum dementiert werden kann. Auf diese Weise entstehen Plausibilitäten, die nicht dem Wahrgenommenen entstammen, sondern der Wahrnehmung, also immer schon auf der Grundlage von Sozialität operieren. Diese Plausibilität des Sichtbaren erzeugt eine Robustheit der Geschlechterunterscheidung, die sich selber trägt, weil keine konkurrierenden Schemata zur Verfügung stehen.

Ursula Pasero greift in ihrem Beitrag »Gender, Individualität, Diversity« die Phänomene Wahrnehmung, Kommunikation und Geschlechter-Stereotype auf, um sich auf die Suche nach Symmetrie-Effekten im Arrangement der Geschlechter zu begeben. Dabei wird die Frage aufgeworfen, wie einerseits Individualitäts-Erwartungen durch geschlechtstypische Erwartungen durchkreuzt werden, und wie andererseits geschlechtsstereotype Verweise durch den Imperativ der Individualisierung auf Distanz gebracht werden. Während Individualität unterstellt wird, wird Geschlechtszugehörigkeit zugeordnet: ein Unterschied, der einen Unterschied macht. Während die Unterstellung von Individualität ergebnisoffen, elastisch und korrigierbar gebaut sein muß, adressiert der Geschlechtsdimorphismus strikte Eindeutigkeit. Ursula Pasero versucht zu zeigen, daß die wachsende Unzuverlässigkeit geschlechtstypischer Zuschreibungen ein empirischer Ausdruck dieses Dilemmas von geschlechtstypischer Bestimmtheit und individueller Unbestimmtheit ist: *gender trouble*. Darauf antwortet eine Avantgarde gut ausgebildeter Frauen mit einer überraschenden exit-option: Entrepreneurship statt Familie.

Dirk Baecker greift in seinem Beitrag »Männer und Frauen im Netzwerk der Hierarchie« den »glass ceiling effect« auf, jene unsichtbare Linie, die Frauen daran hindert, in Führungspositionen zu gelangen. Wie kann dieser Effekt erklärt werden, wenn es nicht nur semantisch, sondern auch vielfach strukturell gelungen ist, den Unterschied zwischen Frauen und Männern auf vielen Ebenen zu minimieren? Baecker entfaltet das Phänomen netzwerktheoretisch anhand von vier Stellen: Frauen, Männern, Spitzenpositionen und der Hierarchie der Gesellschaft. Er spitzt die Beobachtung auf die These zu, daß es einen Mechanismus gibt, der Männer wie Frauen

jede hierarchische Stellung zueinander akzeptieren läßt, solange der Frau mindestens ein Mann vorgeordnet ist. Diese Akzeptanz wird jedoch in genau dem Moment verweigert, in dem die Frau eine Position zu erreichen ›droht‹, in der ihr kein Mann mehr vorgeordnet ist. Die Neubeschreibung von Baecker besteht gerade darin, den Blick von Geschlechtsidentitäten und Männer/Frauen-Dualen auf Netzwerke zu verschieben und davon auszugehen, daß Frauen die Bedingungen von Hierarchien in Netzwerken akzeptieren und teilen. Die Netzwerkstruktur der vier Stellen besteht also in einer Kopplung von hierarchischer Kombinatorik und kommunikativer Akzeptanz. Der Mechanismus wird netzwerk- und interaktionstheoretisch damit erklärt, daß die Identitätsrollen, die individuelle Akteure als »Männer« oder »Frauen« übernehmen, in sozialen Situationen in der Regel unbestimmt bleiben. Auffällig ist jedoch, daß ganz oben an der Spitze von Organisationshierarchien die Mehrdeutigkeit des Individuums zugunsten der Eindeutigkeit des Geschlechts – ausschließlich für Frauen – eingeführt wird: an der Spitze von Organisationen ist die Frauenkarte gezinkt.

In ihrem Beitrag »Die systemtheoretische Alternative zum Sex- und-Gender-Konzept: Gender als geschlechtsstereotypisierte Form ›Person«« versucht Christine Weinbach die Fruchtbarkeit der Systemtheorie für die Gender-Forschung aufzuzeigen. Im Zentrum ihrer Überlegungen steht das Verhältnis der Systeme Bewußtsein und Kommunikation sowie der Mechanismus zur strukturellen Kopplung dieser beiden Systeme: die Form Person. Mit Hilfe von Ergebnissen aus der Stereotypen- und Attributionsforschung wird das Konzept der Form Person erweitert. Gender wird nun als geschlechtsstereotypisierte Form Person gefaßt, die je nach Stereotypisierung unterschiedlich attribuierte Erwartungen bündelt und in der Folge soziale Inklusionschancen sowohl eröffnet als auch zugleich determiniert. Um dies aufzuzeigen, führt Weinbach am Beispiel der Stereotype Managerin und Manager vor, auf welche Weise die spezifisch stereotyp und attributiv gefaßte Bedeutung der Form Person Inklusionen und Exklusionen regelt und welchen Stellenwert die Struktur von Organisationen dabei hat.

Der Beitrag von Lutz Ohlendieck »Gender trouble in Organisationen und Netzwerken« beleuchtet aus systemtheoretischer Perspektive die historisch neue Tatsache, daß Frauen heute erstmals im Beruf in direkte Konkurrenz zu Männern treten. Wie diese Konkurrenz

entsteht, aber auch wie sie immer wieder unterbrochen wird, steht im Zentrum des Beitrags. Warum Frauen trotz gleicher Ausbildung, Qualifikation und Motivation nicht in den Führungspositionen der Wirtschaft ankommen, verdankt sich dem »gendering«. Dieser Mechanismus der Asymmetrisierung wirkt als Konkurrenzunterbrecher an der Führungsspitze. Gendering als Mechanismus, so lautet die These Lutz Ohlendiecks, findet jedoch nicht von Seiten der formalen Ebene der Organisation statt, sondern wird in den informalen Netzwerken von Organisationen praktiziert, wie am Beispiel des »glass ceiling effects« veranschaulicht wird.

Urs Stäheli geht in seinem Beitrag »134 – Who is at the Key?« – Zur Utopie der Gender-Indifferenz« Utopien nach, die die Etablierung körperloser Kommunikation als Verstärker von Gleichheit feiern. Gemeint ist eine Kommunikation, die die Begegnung unter Gleichen ermöglichen soll, weil sie sich von der Sichtbarkeit des Körpers befreit hat. Die körperlosen BürgerInnen haben buchstäblich ihr Geschlecht verloren und werden gerade dadurch zur Idealfigur des Bürgers. Eine ähnliche Argumentationsfigur sieht Stäheli in der Systemtheorie, die ebenso körperlos von Inklusionsidentitäten ausgeht. Diese sollen aufgrund funktionspezifischer Kompetenzen askriptive Merkmale wie Geschlecht oder Ethnizität distanzieren. Stäheli versucht hingegen zu zeigen, daß einerseits die »problemlose« Unterscheidung zwischen Körper und medialen Technologien und andererseits die Engführung von Gender-Differenz auf sichtbare Körperlichkeit zu kurz greift, weil sie die Notwendigkeit von geschlechtsspezifischen Techniken der Entkörperlichung übersieht. In dem Beitrag werden medien- und sozialtheoretische Argumente zusammengeführt, um die Universalität systemtheoretischer Inklusionsfiguren mit dem medialen Entkörperungsprozeß zusammenzudenken.

Andrea Leupolds Beitrag »Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen« ist bereits 1983 in der Zeitschrift für Soziologie erschienen. Heute, 20 Jahre später, ist er weder hinreichend rezipiert worden noch hat er an Aktualität eingebüßt. Leupold knüpft an Luhmanns 1982 publiziertes Buch »Liebe als Passion« an, geht über den dort gesetzten Zeithorizont hinaus und fragt explizit nach den bei Luhmann nur am Rande erwähnten Veränderungen im Geschlechterverhältnis. Sie beobachtet dabei den Wandel von Semantiken der Ungleichheit bis zur Gleichberechtigung in Partnerschaften und schließt von dort aus auf deren Struktur: Erst im 20. Jahrhundert setzt

sich eine Entwicklung in Richtung Symmetrisierung durch, die semantisch durch den Terminus »Partnerschaft« gefaßt wird. Hat sich zuvor die Frau am Mann orientiert, orientieren sich am Ende des 20. Jahrhunderts beide an sich selbst; das Thema ist Selbstverwirklichung.

Literatur

- Butler, J. 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.
- Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.
- 2003: Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: dieser Band, zuerst erschienen 1988.
- Pasero, U. 1994: Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven, in: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a. M., 264-296.
- Rorty, R. 1991: Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt a. M.
- Serres, M. 1981: Der Parasit. Frankfurt a. M.
- Tyrell, H. 1986: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, 450-489.
- West, C./Zimmerman, D. 1987: Doing Gender, in: Gender & Society 1, 125-151.

Frauen, Männer und George Spencer Brown*

I.

Unbestreitbar ist das, was sich in letzter Zeit als »Frauenforschung« zu etablieren beginnt, durch ein ungewöhnlich hohes Maß an Selbstreferenz ausgezeichnet. Die logischen Grundlagen dieser Struktur sind jedoch ungeklärt geblieben, und das hat weitreichende praktische Folgen für Ansehen und Durchsetzungsvermögen dieser neuartigen Forschungsabsichten.

Der Grund für diesen Mißstand liegt, wie im folgenden gezeigt werden soll, in einer Reihe von wissenschaftsgeschichtlichen, und der Verdacht kommt auf: wissenschaftstypischen Zufällen, deren Häufung und Ineinandergreifen man fast als Absicht auffassen könnte. Das für diese Fragen entscheidende Werk von George Spencer Brown (1969/1971) ist nahezu unbekannt geblieben. Wie man hört, ist der Autor ein Logiker, Segelflieger und Sportreporter. Ein renommierter deutscher Verlag hat sich mangels Empfehlung durch Philosophen nicht zur Übersetzung seines Buches entschließen können. In den Universitätsbibliotheken sucht man den grundlegenden Text, obwohl vorhanden, vergeblich, weil Spencer Brown es vermeidet, seinen Namen durch einen Bindestrich zu verbinden, und damit erreicht, daß seine Publikation unzutreffend unter dem Allerweltsnamen Brown geführt wird.¹ Die wichtigste Rezension ist in einem Großhandelskatalog für möglicherweise unverkäufliche Waren erschienen (von Foerster 1969). Die Rezension gibt im übrigen Blackwell als Verlag an. Andere Angaben deuten auf Allen & Unwin hin. Hat man das Buch in der Hand, dann sieht man: Die Logik Spencer Browns ist in einer bezaubernden Weise einfach und kompliziert, elegant und verschachtelt und damit zugänglich wie ein Labyrinth mit nur einem deutlich markierten Eingang. Offensichtlich hat all dies verhindert, daß die Frauenforschung Zugang zu derjenigen Logik gefunden hat,

* [Dieser Aufsatz erschien zuerst 1988 in: Zeitschrift für Soziologie 17, Heft 1, 47-71.]

1 So auch im Cumulative Book Index 1969 und, trotz meines Hinweises, in der Universitätsbibliothek Bielefeld.

die ihrer Struktur nach eine maskuline Logik und deshalb abzulehnen ist.

Nur Spencer Brown selbst hat die volle Tragweite seines Ansatzes begriffen und dem Thema Frau durch eine zweite Publikation Rechnung getragen. Diese Publikation ist unter einem Pseudonym erschienen, das wiederum nur den »Schlüssel«, aber nichts weiter in die Hand gibt (Keys 1971). Sie ist durch ein vermutlich absichtsvoll herbeigeführtes verlegerisches Mißgeschick so gut wie unerreichbar. Wie es der Zufall will, hat mir ein Glücksfall aus Anlaß einer Tagung über Hexen und ähnliches in Trier eine Kopie in die Hände gespielt.² Erst mit Zugang zu dieser Publikation erschließt sich die Möglichkeit einer feministisch distanzierten Lektüre der Logik von Spencer Brown, die ihrerseits nur eine Protologik mit deutlichen – aber gekappten (vgl. Varela 1975) – selbstreferentiellen Bezügen ist. Diese Unkenntnis und das Fehlen einer Metaprotologik für Frauenforschung hat fatale Folgen für das, was wir eingangs als ungewöhnliches Ausmaß an Selbstreferenz der Frauenforschung ausgemacht hatten. Sie wird zu schnell in Aktion umgesetzt. Dies ist ein seit langem bekannter (Hoffmann, o. J.: 197), heute aber etwas altmodisch wirkender Ausweg aus Reflexionsverlegenheiten. Er kann mit hoch entwickeltem Sinn für Symbolik praktiziert werden. So werden an meiner Fakultät die Namensschilder an Türen zu Dienstzimmern gelöscht, wenn sich der Inhaber des Namens und Zimmers in Prüfungen von Feministinnen als uneingestimmt erweist. Auch haben engagierte Frauen eine Fakultätskonferenz meiner Fakultät überfallen, um das physische Substrat für Abstimmungen zu zerstören, und zwar so schnell, zwischen Angriff und Zugriff nur wenige Sekunden, daß gar keine Zeit blieb für Reflexion. Solche handgreiflichen Auswege haben jedoch den Nachteil, schwer repetierbar zu sein. Sie lassen sich nicht auf Dauer stellen, weil sie zu rasch an Novität und Interesse verlieren. Auch können Frauen, modebewußt, heute nicht mehr gut in den historischen Kostümen der Studentenrevolution auftreten. Nicht zuletzt wäre zu bedenken, daß der »Geist der Tat« eher ein Reflexionswert der CDU zu sein scheint und daß weder die Erfolge dieser Reflexion noch die Nähe zu ihr sich der Frauenforschung vorbehaltlos empfehlen lassen. Immerhin: Die

2 Ich danke Herrn Hans-Peter Meyer für die Anfertigung einer Photokopie.

Männer, die meinen, sie hätten, was Frauen betrifft, schon alles gesehen, werden heute eines Besseren belehrt.

Neben diesen aufdringlichen Aktivitäten, deren Zeit bereits zu Ende geht, hat sich Frauenforschung in einem fachlich ernstzunehmenden, methodisch kontrollierten, theoretisch und empirischen Sinne bisher nicht ausdifferenzieren können. Es fehlt nicht an Publikationen über Frauen und an Hinweisen auf die Risiken, Gefährdungen und Benachteiligungen ihres Daseins. Was aber als spezifisch darauf gerichtete Forschung angeboten wird, wirkt eher wie *jaywalking* auf gefährlichem Gelände. In dieser Situation dürfte sich ein stärker strukturbewußtes Vorgehen empfehlen, das zunächst einmal die Frage zu klären hätte, in welchem Sinne die Unterscheidung von Männern und Frauen (= Frauen und Männern?) überhaupt eine Theoriebildung steuern kann. Es ginge dabei um die logischen Grundlagen der Frauenforschung und zugleich um ihre ideologische und empirische Verortung in der modernen Gesellschaft. Es ist die These der folgenden Überlegungen, daß die Logik, die Ideologieabhängigkeit und die faktischen Bedingungen der Frauenforschung in ein und demselben Überlegungsgang geklärt werden können.

II.

Frauenforschung muß die Differenz von Mann und Frau (um es in der herkömmlichen Reihenfolge zu sagen) zugrunde legen können. Ihre Theoriemöglichkeiten hängen davon ab, wie diese Differenz gefaßt, wie sie in die Form einer Unterscheidung gebracht wird. Einmal abgesehen von allen naturalen Unterscheidungen, die davon ausgehen, daß es eine entsprechende Differenz gibt, und die damit immer schon recht viel Festlegung unbesehen in die Theorie übernehmen (man müßte dann nachfassen und fragen, was Männer bzw. Frauen eigentlich sind), eröffnet die Logik von Spencer Brown den Zugang zur Forschung mit einer Anweisung: draw a distinction! Treffe eine Unterscheidung! Wer kommandiert hier? Ein Mann? Und was geschieht? Die Einführung einer Unterscheidung ist zunächst einmal die Einführung einer Form. Eine Form ist die Unterscheidung einer Innenseite (des Unterschiedenen) von einer Außenseite (des Sonstigen). Also ist die Einführung jeder Unterscheidung selbst

schon eine Unterscheidung. Und wer unterscheidet diese Unterscheidung? Alles Beginnen beginnt mit Schonbegonnenhaben, also mit einer Paradoxie (Glanville/Varela 1981). Spencer Brown zeigt jedoch, daß dies die Entwicklung eines Kalküls nicht behindert und später, wenn der Kalkül komplex genug ist, bereinigt werden kann.

Gleichviel: ohne Ausführung dieser Anweisung ist keine Beobachtung möglich. Beobachtung (einschließlich Selbstbeobachtung, zum Beispiel der Frau als Frau) läßt sich geradezu definieren als Gewinnung und Transformation von Information mit Hilfe einer Unterscheidung. Es muß mit Hilfe einer Unterscheidung feststellbar sein, was durch eine Information ausgeschlossen wird, und im Falle des Frauseins ist dies verständlicherweise das Mannsein.³

Nun ist jedoch gar nicht ohne weiteres ersichtlich, was damit gewonnen oder auch verspielt sein könnte, wenn man die Informationsgewinnung und -verarbeitung mit einer Unterscheidung beginnt – etwa der von Mann und Frau oder irgendeiner anderen. An eben dieser Stelle liefert Spencer Brown die entscheidende Einsicht. Spencer Brown faßt in einem Operator zwei verschiedene Funktionen zusammen, nämlich das Unterscheiden und das Bezeichnen (distinction, indication). Eine Unterscheidung als solche ist dann gleichsam unvollständig, operativ imperfekt, wenn sie nicht zugleich die eine Seite, die unterschieden wird, bezeichnet. Das Bezeichnen hat demnach nur im Rahmen einer Unterscheidung Sinn, während diese nur den Sinn haben kann, eine Bezeichnung vorzubereiten. Die andere Seite wird zugänglich gehalten, sie ist durch ein »crossing« erreichbar. Das gilt aber, wie leicht zu sehen ist, nur aufgrund der in der Ausgangsoperation bereits angelegten Asymmetrie. Die Asymmetrie drückt sich sodann in den beiden fundamentalen Axiomen aus (und weitere sind nicht nötig). Die Wiederholung der Operation kondensiert das Bezeichnete, fügt aber nichts hinzu (The value of the call made again is the value of the call). Für die Wiederholung des crossing gilt das Gegenteil (The value of the crossing made again is not the value of the crossing). Es kommt zu einer Formanreicherung,

3 Selbstverständlich gilt dies auch dann, wenn ein sekundäres Interesse aufkommt, die Unterscheidung wieder zu verwischen oder unkenntlich zu machen. Oder wenn man für bestimmte Operationen einen Rejektionswert im Sinne von Gottfried Günther benötigt, der die Unterscheidung, ohne das Unterschiedene selbst aufzuheben, für den Moment neutralisiert. Vgl. Günther 1976 und 1976a.

zur Reflexion anhand der Grenze, schließlich zum re-entry der Unterscheidung in den Raum, in dem sie etwas unterscheidet.

Daß es nur diese eine Grundoperation gibt, hat auch zur Folge, daß sie Geschichte macht. Sie kann, einmal gesetzt, nicht wieder ausgelöscht werden, denn dafür steht keine eigene Operation zur Verfügung. Es gibt keinen Weg zurück zum »unmarked space«. Der Anfang ist fatal. Wenn man etwas ändern will, dann nur mit Operationen, die immer schon Unterscheidungen und Bezeichnungen, Trennungen und Asymmetrisierungen in einem leisten. Deshalb treten auch die Folgeprobleme im Systemaufbau temporalisiert auf. Es gibt zum Beispiel kein gleichzeitiges Ja und Nein, also keine Widersprüche, sondern nur ein Oszillieren zwischen beiden Möglichkeiten, was dann allerdings einem Beobachter, der von Zeitverhältnissen im System abstrahiert, als Widerspruch erscheinen mag. Also ist die Frage, mit welcher Unterscheidung (etwa der von Mann und Frau?) man anfängt, rational unentscheidbar, aber folgenreich.

Wir werden den so gebildeten Kalkül nicht weiter verfolgen, sondern nur einige Implikationen des Ansatzes klarstellen: Unterscheidungen können sich nicht selbst unterscheiden. Immerhin kann ein Beobachter Unterscheidungen unterscheiden, zum Beispiel danach, ob sie mit Hilfe des Zusatzaxioms des ausgeschlossenen Dritten ein Universum konstruieren oder ob sie als bloße Duale fungieren. Die erstgenannten Möglichkeiten könnte man auch totalisierende Unterscheidungen nennen. Die klassische (heute umstrittene) Logik ist der vielleicht berühmteste Fall. Sie hat zu Paradoxien geführt, die man ausklammern mußte; und schließlich zu einem »re-entry« der Unterscheidung in das durch sie Unterschiedene, so daß man als wahr nur noch akzeptiert, was »wahr und nicht unwahr« ist. Ist die Unterscheidung von Frauen und Männern als totalisierende Unterscheidung gemeint, und wenn ja, wie werden die dann fälligen Zusatzbestimmungen gehandhabt? Oder ist diese Frage schon die Falle, die eine männliche Logik aufstellt, um Frauenforschung schon vom Ansatz her auf eine abschüssige Bahn zu bringen?

Unterscheidungen werden arbiträr getroffen. Das heißt aber nichts weiter, als daß sie nicht beobachtungsunabhängig gegeben sind. Sie ergeben sich nicht aus der Sache selbst, im Falle von Männern und Frauen zum Beispiel nicht aus einem anthropologischen Grundtatbestand. Sie sind Konstruktionen einer Realität, die auch auf ganz